

(Nachdruck verboten.)

71]

Die Mutter.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Adolf Geß.

„Da bin ich fertig,“ sagte Nikolai aufstehend. „Jetzt verstecken Sie die Schrift irgendwo am Leibe . . . aber bedenken Sie, wenn die Gendarmen kommen, wird man Sie ebenfalls durchsuchen . . .“

„Die Hundel!“ antwortete sie ruhig.

Abends kam Doktor Iwan Danilowitsch.

„Warum ist denn die Behörde plötzlich so unruhig?“ sagte er, im Zimmer hin und her laufend. „Sieben Hausdurchsuchungen haben heute Nacht stattgefunden. Wo ist denn der Kranke, ah?“

„Der ist schon gestern fortgegangen!“ erwiderte Nikolai. „Siehst Du, heute, Sonnabend, hat er Versammlung . . . die kann er nicht auslassen . . .“

„Nun, das ist aber dumm, mit zer schlagenem Kopf in der Versammlung sitzen . . .“

„Ich hab ihm das auch gesagt, aber ohne Erfolg . . .“

„Macht ihm Vergnügen, vor seinen Genossen zu prahlen,“ bemerkte die Mutter. „Da, bitte, sehen Sie — ich habe schon mein Blut vergossen!“

Der Doktor sah sie an, machte ein schreckliches Gesicht und sagte, die Zähne zusammenpressend:

„Uh—u, sind Sie aber blutdürstig . . .“

„Nun, Iwan, Du hast hier nichts zu tun und wir erwarten Gäste. Nilowna, geben Sie ihm das Flugblatt . . .“

„Wieder ein Flugblatt?“ rief der Doktor.

„Da! Nimm das und bring es in die Druckerei.“

„Werd's übergeben. Ist das alles?“

„Ja. Am Tor steht ein Spion.“

„Hab ich gesehen, vor meiner Tür auch. Nun, auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen, grausames Weib . . . Aber wißt Ihr, Freunde, die Schlägerei auf dem Kirchhof war schließlich eine feine Sache! Darüber redet die ganze Stadt, sie regt die Leute auf, veranlaßt sie nachzudenken . . . Deine Flugchrift darüber ist sehr schön und zur rechten Zeit erschienen. Ich habe immer gesagt: Ein schöner Krieg ist besser als ein magerer Frieden . . .“

„Schön gut, geh . . .“

„Nicht sehr liebenswürdig! Das Händchen, Nilowna! Der Bursche hat aber doch dumm gehandelt . . . Weißt Du, wo er wohnt?“

Nikolai gab die Adresse.

„Ich will morgen zu ihm . . . Ein prächtiger Junge, was?“

„Ein wunderbares Herz . . .“

„Wir müssen ihn hüten . . . Er hat ein gesundes Hirn!“ sagte der Doktor beim Fortgehen. „Das sind gerade die Kinder, aus denen die richtige Proletarierintelligenz hervorgehen muß, die uns ablöst, wenn wir dorthin pilgern, wo es wahrscheinlich keine Massengesetze mehr gibt . . .“

„Du bist sehr redselig geworden, Iwan . . .“

„Ich bin vergnügt, das ist der Grund . . . Nun, ich gehe . . . Das heißt — das Gefängnis lauert auf Dich? Ich wünsche Dir dort gute Erholung.“

„Danke, ich bin nicht müde.“

Die Mutter hatte ihre Unterhaltung angehört und die Sorge für den Arbeiter war ihr angenehm.

Als der Doktor fortgegangen war, setzte man sich, in Erwartung der nächsten Gäste, zu Tisch. Nikolai erzählte ihr lange von seinen Genossen, die in der Verbannung lebten oder schon entflohen waren und ihre Arbeit unter fremden Namen fortsetzten. Die kalten Zimmerwände warfen den leisen Klang seiner Stimme erstaut und diese Geschichten von bescheidenen Geldern, die uneigennützig ihre Kräfte dem großen Werk der Welterneuerung gewidmet hatten, ungläubig zurück. Warmer Schatten hüllte die Frau freundlich ein, erwärmte ihr Herz mit dem Gefühl der Liebe zu unbekanntem Leuten, und diese flossen in ihrer Phantasie sämtlich zu einem einzigen ungeheuren Menschen voll unerforschlicher männlicher Kraft zusammen. Er schreitet langsam, aber unermüdet über die Erde, reinigt sie mit seinen arbeitliebenden Sünden vom tausendjährigen Schimmel der Lüge und zeigt

den Augen der Menschen die einfache und klare Lebenswahrheit. Und die große Wahrheit, die da aufersteht, ruft alle gleichmäßig freundlich zu sich, verspricht allen gleichmäßig Befreiung von Gier, Bosheit und Lüge, den drei Ungeheuern, die durch ihre zynische, grausame Kraft die ganze Welt geknechtet und eingeschüchtert haben . . . Dieses Bild rief in ihrer Seele ein Gefühl hervor, ähnlich dem, mit welchem sie einst vor dem Heiligenbilde stand, als sie jenen Tag, der ihr leichter als die anderen ihres Lebens erschien, mit einem freudigen und dankbaren Gebet abschloß. Jetzt hatte sie diese Tage vergessen, aber das durch sie hervorgerufene Gefühl nahm an Umfang zu, wurde heller und freudiger, drang tiefer in ihr Herz hinein und entbrannte in immer helleren, fröhlichen Flammen.

„Die Gendarmen kommen aber nicht!“ unterbrach Nikolai plötzlich seine Erzählung.

Die Mutter sah ihn an und erwiderte nach kurzem Schweigen ärgerlich:

„Ach, mögen sie sich zum Teufel scheren!“

„Gewiß! Aber es ist Zeit, daß Sie schlafen gehen, Nilowna. Sie müssen schrecklich müde sein . . . Sie sind erstaunlich zähe! Wieviel Erregung und Unruhe hat das gegeben . . . und Sie machen alles so leicht ab! Nur das Haar wird schnell grau . . . Nun gehen Sie, ruhen Sie sich aus.“

Sie drückten sich die Hand und trennten sich.

XIX.

Die Mutter schlief schnell ein, schlief ruhig und erwachte morgens durch ein lautes Klopfen gegen die Küchentür. Es wurde ununterbrochen geduldig und hartnäckig geklopft. Es war noch dunkel und still. Die Mutter kleidete sich schnell an, trat geschwind in die Küche und fragte:

„Wer ist da?“

„Ich!“ antwortete eine unbekannte Stimme.

„Wer?“

„Machen Sie auf!“ wurde flehend und leise vor der Tür geantwortet.

Die Mutter hob den Saken hoch und stieß die Tür mit dem Fuß auf. Herein trat Ignat und sagte fröhlich:

„Nun, da habe ich mich also nicht geirrt! . . .“

Er war bis zu den Hüften mit Rot bespritzt, sein Gesicht war grau, die Augen eingefallen und sein Lockenhaar hing unordentlich nach allen Seiten und drängte sich unter der Mütze hervor.

„Bei uns ist ein Unglück passiert!“ brachte er flüsternd heraus, nachdem die Tür geschlossen war.

„Ich weiß . . .“

Das wunderte den Burschen. Mit den Augen blinzeln, fragte er:

„Wie . . . Woher?“

Sie erzählte es ihm kurz und haftig.

„Und Deine beiden Genossen sind verhaftet?“

„Sie waren nicht da. Sie waren zur Musterung. Fünf haben sie festgenommen, wenn man Onkel Michailo mitzählt.“

Er zog die Luft durch die Nase ein und sagte schmunzelnd:

„Mich haben sie nicht gekriegt . . . Wahrscheinlich suchen sie mich jetzt. Laß sie nur suchen! Ich gehe nicht wieder hin, um keinen Preis! Da sind noch welche, sieben Burschen und ein Mädchen . . . Lauter zuverlässige Leute . . .“

„Wie bist Du denn heil davon gekommen?“ fragte die Mutter.

„Ich?“ rief Ignat, der auf der Bank saß und sich umblückte. „Sie kamen nachts angeschlichen, direkt zur Teerbrennerei . . . Eine Minute vor ihnen kam aber der Waldhüter gelaufen, klopfte gegen das Fenster: Paßt auf, Kinder, sagte er, sie kommen her . . .“

Er lachte leise, wischte das Gesicht mit dem Rockschöß ab und fuhr fort:

„Na, Onkel Michailo bringt man so leicht nicht aus der Fassung! . . . Er sagt mir sofort: „Ignat, geh geschwind in die Stadt! . . . Erinnerst Du Dich an die alte Frau?“ und schreibt selbst einen Brief . . . „Also geh . . . Leb wohl, Bruder!“ Ich stürzte aus der Hütte und höre, hinter dem Buchwerk kriechend, wie sie kommen! Müßen viele gewesen sein . . . auf allen Seiten regte sich die Wandel! Ich lag im

Wusch . . . Sie gingen vorüber! Da stand ich auf und schritt vorwärts, aber munter . . . Zwei Nächte und einen ganzen Tag ging ich ohne auszuruhen. Jetzt bin ich aber müde — für eine ganze Woche! Die Füße zittern wie ein Fiedelbogen . . .“

Man konnte sehen, daß er mit sich selbst zufrieden war, in seinen braunen Augen glänzte ein Lächeln, die vollen roten Lippen zitterten.

„Ich gebe Dir gleich Tee zu trinken!“ sagte die Mutter hastig und hob den Somowar auf. „Wusch Dich einstreifen . . . dann wird Dir leichter . . .“

„Erst bekommt Ihr noch den Brief . . .“

Er hob mühsam einen Fuß auf, beugte ihn, stellte ihn auf die Bank, indem er das Gesicht verzog und ächzte und begann den Fußlappen loszuwickeln.

In der Tür erschien Nikolai. Ignat stellte den Fuß verwirrt auf den Boden und wollte sich aufrichten, schwankte aber und setzte sich wieder nieder, indem er sich mit den Händen auf die Bank stützte.

„Bin ich müde!“

„Guten Tag, Genosse! . . . sagte Nikolai blinzeln und nickte mit dem Kopf. „Erlauben Sie, ich helfe Ihnen.“

Er ließ sich vor ihm auf dem Fußboden nieder und wickelte schnell den schmutzigen Fußlappen los.

„Nu, wozu das!“ rief der Burische, leise mit dem Fuß zuckend und blickte die Mutter erstaunt an.

Sie sagte, ohne auf seinen Blick zu achten:

„Wir müssen ihm die Füße mit Branntwein einreiben, das hilft!“

„Gewiß!“ meinte Nikolai.

Ignat schraubte verwirrt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neue Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Ägypten.

(Aus einem vorgeschichtlichen Friedhof. — Die „Stadt des Reherkönigs“. — Zwei altägyptische Totentempel.)

Das soeben erscheinende neue Heft der „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft“ bringt wieder einen interessanten und abwechslungsreichen Bericht über die Grabungen des letzten Winters. Den Anfang macht eine Mitteilung von G. Möller über die im Oktober und November mit Unterstützung der Rudolf Virchow-Stiftung unternommenen Grabungen auf dem vorgeschichtlichen Friedhofe bei Abu-ir-el-meleg, unweit Kairo. Im ganzen sind noch 257 vorgeschichtliche Gräber geöffnet worden. Die Funde sind wieder sehr mannigfaltig und bieten zum Teil bisher noch unbekannte Dinge. So ist zum ersten Male eine größere Anzahl von den Instrumenten zutage gekommen, mit denen die vorgeschichtlichen Ägypter ihre Gräber im Wüstenboden aushöhlten. Es sind Tonscherben, etwa von der Länge und Breite einer Hand, die wie die kleinen Sandschaukeln unserer Kinder gebraucht wurden. Die stark abgenutzten Ränder zeigen, daß in dem teilweise von sehr harten Sipkristallen durchzogenen Boden die Arbeit keine ganz leichte war. Unter einzelnen Funden fällt ein Feuersteinmesser mit völlig erhaltenem Holzgriffe auf, sowie ein Alabasternapf in Gestalt eines geflochtenen Körbchens.

Auch zu der Gruppe der frommen Fälschungen fügen die neuen Funde wiederum ein interessantes Stück. Den im Vorjahre gefundenen, aus Nilschlamm und Mehlkleie zusammengesetzten „Scheinbrot“ entsprechend ist diesmal „Scheinmehl“ als Grabbeigabe nachgewiesen worden. In mehreren Gräbern standen große Krüge, die bis zum Rande mit feinem weißen Sand gefüllt waren. Wir wollen zur Ehre jener gewiß mit Glücksgütern nicht allzu gesegneten Bestatter annehmen, daß sie des guten Glaubens lebten, Osiris werde den Sand in wirkliches Mehl verwandeln können! Eine Gruppe dieser vorgeschichtlichen Gräber unterschied sich von der sonst gewöhnlichen Art durch eine Anzahl von Schwellen, die aus ungebrannten Ziegeln aufgemauert, parallel die Gräber durchschnitten. Auf diesen, wie auf einem Pfost, lag die Leiche in der bekannten höfenden Stellung, mit an das Kinn emporgezogenen Knien. — Gegen Ende der Grabung stieß man, ganz im Norden des Friedhofes, auf eine unberührte Grabanlage der römischen Kaiserzeit. Eine von Osten nach Westen an die Treppe gehende Treppe führte zu einem rechteckigen Raum, von dem sich wieder sechs Kammern abzweigten. Zwei von ihnen waren nie benutzt worden. In den anderen fanden sich im ganzen 10 Leichen, sämtlich sorgfältig einbalsamiert und mit der in dieser Zeit beliebten Wickelung mit zierlich ausgeführtem Raffettenmuster. Die Holzärge waren meist zerfallen. Einer, der noch ganz geborgen werden konnte, war als Schrank mit Flügelstüren gebildet und oben mit geschnittenem Urnenfries gekrönt, ganz in der Art wie Dr. Rubensohn auf demselben Friedhof gefunden hat.

Am Schluß der Grabung wurde das Ziegelhaus, in dem die Teilnehmer der Expedition nun während zweier Winter gewohnt hatten, definitiv verlassen. Der so ertragreiche Friedhof von Abu-ir-el-meleg kann nunmehr als erledigt betrachtet werden.

Voll von Hoffnung für die Zukunft ist, im Gegensatz hierzu, der folgende Bericht von L. Borchardt, dem Direktor des neugegründeten Kaiserlich deutschen ägyptologischen Instituts in Kairo, über eine „Voruntersuchung von Tell el-Amarna im Januar 1907“. Die Bedeutung dieser Ruinenstätte, an deren Stelle um 1500 v. Chr. der berühmte „Reherkönig“ Amenophis IV. Hof hielt, der mit der polytheistischen Tradition seines Volkes brach und nur eine einzige Gottheit, die allen Wesen Leben spendende Sonne, anerkennen wollte, ist ja bekannt. Weniger bekannt ist die ungeheure Ausdehnung dieses einst der Sonnenberührung geweihten Stadtbezirkes. Sie beträgt an der breitesten Stelle vom östlichen bis zum westlichen Gebirge 24 Kilometer. Trotz der vielfachen Ausgrabungen, die seit fast einem Jahrhundert hier an verschiedenen Stellen vorgenommen wurden, sind ganze Teile dieser weiten Gebiete noch völlig unberührt geblieben, andere nur stückweise durchforscht worden. Eine Anzahl sehr schöner Antiken aus der Zeit des „Reherkönigs“, die im vergangenen Jahre offenbar aus Raubgrabungen von Eingeborenen, in den ägyptischen Handel kamen, richteten von neuem das Interesse auf die Ruinen von Tell el-Amarna. Das führte zu der genannten „Voruntersuchung“, die Borchardt im Auftrage der Deutschen Orient-Gesellschaft unternahm. Zunächst wurde eine allgemeine Orientierung über das ganze ausgedehnte Ruinenfeld vorgenommen. Ganz im Norden, wo das Gebirge dicht an den Fluß herantritt, liegt auf den Vorhügeln schon eine Ansiedelung aus der Zeit Amenophis' IV., aus einigen Ziegelhäusern bestehend. Sie diente vielleicht als Garnison für die Wachen, die hier die Straße am Nil beaufsichtigten. Von hier aus südblich mehrten sich dann die Hausruinen. Man unterscheidet viereckige, von Mauern umgebene, durch Straßen getrennte Gehöfte. In ihrer Mitte jedesmal die Ruine eines großen Hauses, dessen Mauern oft noch bis drei Meter hoch stehen. Diese nördliche Niederlassung ist bisher überhaupt noch nicht systematisch untersucht worden. Ein gutes Stück weiter südblich liegt die Ruine der eigentlichen Stadt Amenophis' IV., des „Sonnenhorizonts“, wie er sie nannte. Ihre Längenausdehnung beträgt etwa 3, ihre Breite etwa 1½ Kilometer. Hier ist allerdings vielfach gegraben worden, aber keineswegs überall gleichmäßig. Am meisten durchforscht ist die am Fluß gelegene Innenstadt. Weiter nach Osten, wo die Stadt nach der Wüste hin sich allmählich verließ, liegen ausgedehnte Viertel noch völlig unberührt. An allen diesen Stellen wurde der Spaten angelegt, und überall gab es gute Resultate. Am interessantesten sind die Ausgrabungen zweier Häuser von Vornehmen in der eigentlichen Stadt. Die Anlage ist bei beiden im wesentlichen die gleiche: Die beiden Haupträume, durch eine Tür miteinander verbunden, sind die „breite Halle“ und die „tiefe Halle“. Die erstere entspricht etwa unserem Vorzimmer. Sie wird durch ein großes, nach Norden gerichtetes Fenster erhellt, durch das im Sommer der kühle Nordwind einfällt. Den „Fenstern“ gegenüber sind kleine Bänke angebracht, die man sich als Platz für die Stühle des Hausherrn und seiner Gäste zu denken hat. Die Wände des Zimmers waren mit Blumengirlanden, zwischen denen Gänge aufgehängt sind, bemalt. Die „tiefe Halle“, die unserem Esszimmer entspricht, war auch ausgemalt, aber in merkwürdiger geänderter Farbstimmung. Sie enthält auch die Erhöhungen für die Sitze. Ein in den Boden eingelassener Topf enthielt im Sommer das Sprengwasser für die Kühlung des Zimmers, und für die Kälte des Winters ist sogar ein tragbarer Ofen vorgesehen. Es ist eine große runde Schale aus gebranntem Ton, in der sich noch Aschenreste fanden, wohl der älteste Vorfahre unserer tragbaren Petroleumöfen! Hinter der „tiefen Halle“ liegt das Schlafzimmer, das an der Rückwand für das Bett deutlich zu erkennen ist und an das sich eine richtige Badestube anschließt. Dies ist eine aus Kalksteinplatten gepflasterte kleine Kammer mit einem Abfluß im Boden, der das gebrauchte Wasser mittels einer Rinne in ein kleines, außerhalb des Hauses gelegenes Reservoir bringt, in dem es wohl bald aufdunstete. Kleine Nebenräume der Badestube werden zur Kleiderablage gedient haben. Das Bad bestand jedenfalls aus einer Ubergießung, die man aus großen Tonrögen vornahm, jedenfalls eine höchst interessante hygienische Einrichtung im 15. vorchristlichen Jahrhundert! Eine größere Anzahl von Nebenräumen, Speichern und Stallungen vervollständigt die Ausstattung eines solchen Herrenhauses.

Gleichzeitig mit diesen Ausgrabungen wurden in der inneren Stadt kleinere Untersuchungen des von den Engländern ausgegrabenen „Palastes“ vorgenommen. Borchardt glaubt, daß es sich hier um die Reste des mit Pylonen und Säulen reich ausgestatteten Sonnentempels des „Reherkönigs“ handelt, von dem der sogenannte „Palast“ nur einen eingebauten Teil darstellt.

Unter den Einzelfunden ist ein auf den ersten Blick unscheinbares Stück einer Rundskulptur von besonderem Interesse. Es ist die Ferse der linken Hinterpranke eines angeschossenen Löwen — die uns bisher nur aus Reliefs bekannten Darstellungen des Königs auf der Löwenjagd müssen also auch in Standbildern von stattlicher Größe existiert haben.

Alles in allem erweist sich also das Resultat der „Voruntersuchung“ in Tell el-Amarna als ein überraschend günstiges. Mehr

als ein Drittel des großen Ruinensfeldes ist noch gar nicht oder wenig durchforscht worden, und schon die Grabungen, die in der kurzen Zeit von nicht ganz 3 Wochen unternommen werden konnten, haben eine Fülle von interessanten Resultaten geliefert. Ein gründliche Ausgrabung des ganzen Gebietes muß also als überaus lohnend und wünschenswert bezeichnet werden.

Die „Mitteilungen“ schließen mit einem Bericht, ebenfalls von Direktor Vordardt, über die vom Januar bis Juni 1907 unternommenen Ausgrabungen an den Totentempeln der Könige Rezeretere und Sahu-re (um 2500 v. Chr.) bei Abusir-er-Mirah. Der merkwürdigste Fund in dem ersten dieser beiden Totentempel war eine Anzahl von Brunt-Schein-gefäßen, die ein bisher unaufgeklärtes Rätsel in überraschender Weise lösten. Schon bei früheren Grabungen an derselben Stelle waren eigentümlich hell- und dunkelblaue Fayencestücke zutage gekommen, teils in länglicher „Fingerform“, teils als Hieroglyphen-zeichen gearbeitet, über deren einstige Bedeutung man vollständig im Dunkel geblieben war. Nun hat sich gezeigt, daß sie Einlage-stücke von großen prächtigen Holzvasen waren, die irgendwie im Totentempel des Königs Verwendung gefunden haben. Reste der Holzkerne von nicht weniger als sieben, durch Größe und Technik verschiedene Gefäße sind zutage gefördert worden. Es sind hohe schlanke Scheinvasen, in der Gestalt der bekannten ägyptischen Libationsgefäße, die offenbar kostbare Goldvasen mit Steineinlagen nachahmen sollten. Sie bestehen aus einem vergoldeten Holzkerne, mit dem die Fayencestücke in verschiedener Weise verbunden sind. Teils sind ganz dünne Plättchen in den Holz- kern eingelegt, teils umgeben größere Platten den die Form nur roh angehenden Kern — bei wieder anderen sind einzelne dicke Fayencestücke in eine den Kern umgebende tiefe Studschicht eingeklebt. Diese verschiedene Behandlung der Fayencetechnik ist natürlich von größtem Interesse, aber die Vasen selbst, mit ihren Ornamenten und Schriftzeichen, dunkel- und hellblau auf gold- nem Grund, und mit ihrer gefälligen Form bieten auch dem ver- wöhnten modernen Auge einen ungewöhnlichen Genuß. Zwei von diesen seltenen Bruntgefäßen sind von Herrn Regierungsba- umeister Hölscher schon während der Grabung zeichnerisch re- konstruiert worden, so daß die vorliegende Nummer der „Mit- teilungen“ bereits eine verkleinerte farbige Reproduktion mit- teilen konnte, die eine vorzügliche Vorstellung dieser merkwürdigen Funde vermittelt.

Noch bedeutendere Funde lieferte die Ausgrabung des Toten- tempels in Sahu-re, eines Vorgängers des Rezeretere. Zur Erlebigung des eigentlichen Totentempels reichte freilich die vor- geschrittene Jahreszeit nicht. Man beschränkte sich auf die Aus- grabung des am Nil gelegenen Torbaues, welcher den Ausgang zum Tempel vom Flusse her vermittelt. Dieser Torbau steht auf einem mit niedrigem Geländer umgebenen Quai, der sich un- mittelbar über dem Flusse erhebt. Hinter einer achtsäuligen Halle liegt ein T-förmiger Saal, an den der Ausgang zum Totentempel anschließt. Die Ausgrabungen dieses Torbaues nun lieferten bau- technisch in mannigfacher Weise interessierende Ergebnisse, die aber durch die in ihnen zutage gekommenen kunstgeschichtlichen Funde völlig in den Schatten gestellt werden. Es sind Bruch- stücke von ganz wundervoll ausgeführten Kalksteinreliefs, mit denen die Wände ausgeschmückt waren; so fällt ein fast drei Meter hoher Block auf, auf dem die Brust der Königin die Brust reichende Göttin Nechet dargestellt ist. Ein anderer gewaltiger Relief- block — 1,20 x 3,50 Meter messend — zeigt den König, wie er als Gott Sopdu, der Herr der Fremdländer, in der Gestalt eines geflügelten Greifen über die Feinde dahinschreitet. Afiaten, Bibyer und Bewohner des Wehrauchlandes Punt werden von den Kranken des Greifen niedergetraten. Ein drittes Relief zeigt uns übereinander zwei Reihen von Göttern, von denen jeder zwei gefesselte Feinde an langen Stricken dem Könige vorführt. Ganz abgesehen von seiner historischen und kunstgeschichtlichen Be- deutung, ist dieses Relief wichtig als das für das alte Reich bisher fehlende Glied in der Reihe solcher Darstellungen der Vorführung Gefangener vor den König.

Die so reiche Ausbeute vom Torbau des Sahu-re verzögerte die Grabung über die ursprünglich angelegte Zeit hinaus, so daß erst am 5. Juni diese bisher längste ägyptische Kampagne der Deutschen Orient-Gesellschaft beendet war. Nach kurzer Pause freilich werden die Grabungen, nun am Totentempel des Sahu-re selbst, wieder in Angriff genommen, und es ist zu hoffen, daß dort auch wieder wertvolle Resultate erzielt werden.

Dr. S. N.

Kleines feuilleton.

Wer ist ein Künstler? In weitestem Sinne, scheint mir: jeder, der „schafft“, das heißt nicht etwa schon, wer überhaupt etwas zustande bringt, sondern erst wer sich „schöpferisch“ betätigt; will sagen, wer die Welt befruchtet, indem er in seinem Tun oder Reden ein eigenes Wissen zur Geltung bringt. Könnte aber nicht demnach schon jeder originelle Naaz ein Künstler genannt werden? Seht nicht „schaffen“ eine Selbständigkeit voraus, die nicht beanspruchen darf, wer nichts ist als Geschöpf oder genauer, als willen- loses Geschöpf? Zeigt sich das eigentlich Schöpferische des Menschen nicht erst darin, wie er „von sich aus“ mit seiner Naturbegabung schaltet, wie er selber sie weiterentwickelt? Nicht als Künstler,

der seine Begabung mit dem Hochmut des abstrakten Verstandes nach äußeren „Gesetzen“ bearbeitet, sondern als treuer Diener des Lebens, der sie in „lauschendem Erfassen“ des eigenen Innern zu fördern sucht? Und darf ein Schöpfer im tiefsten Sinne heißen, wer lediglich darauf ausgeht, irgendeine besondere Fähigkeit an sich zu entwickeln, ohne zugleich sein innerstes Menschenwesen selber weiterzubilden, ohne über alles äußere Einzeltönen hinaus „sich selbst“ erbauen zu wollen?

Aus seiner allgemeinen Fassung auf das angewendet, was wir unter Kunst im besonderen verstehen, würde das heißen: ein Künstler ist, wer seine Gabe, dem Menschenwesen in Bild, Wort oder Ton Ausdruck zu geben, in tüchtigen Werken zusammenzu- fassen und auszubilden versteht, ein Künstler und Schöpfer im tiefsten Sinne aber wird der Ausdruckskünstler erst, der zugleich Lebenskünstler ist, das heißt, wer nicht nur nach Vollendung des Ausdrucks, sondern auch nach Vollendung des Wesens strebt, dem der Ausdruck gibt. Gewiß, es bedeutet nichts Geringes, Empfin- dungen von der ursprünglichen Kraft und Schönheit, wie sie etwa einen Mörke oder eine Droste-Gülshoff beseelten, künstlerisch zu ge- stalten; gewiß kann sich auch in dem Bemühen um solche Vollendung ein mächtiger Wille entfalten, man braucht ja nur an Bödlins gewaltiges Ringen nach Ausdruck zu denken; und unermesslich vollends sind die Wirkungen aus den Werken solcher Göttergeliebten auf die Welt. Dennoch, haben sie dabei nicht unablässig gearbeitet, auch im Leben ihr Empfinden selber zu formen, wie die Er- scheinung ihres Empfindens in der Kunst, so haben sie das tiefste schöpferische Vermögen der menschlichen Persönlichkeit nicht geübt und genossen. Der Schicksalsgenos eines Michelangelo, eines Beethovens, eines Goethe wird man nicht dadurch schon, daß man genial dichtet, komponiert oder bildnet, sondern dadurch erst und dadurch allein, daß man sich sein eigenes Wesen im Leben „er- kämpft“.

Ich glaube, es würde nichts schaden, wenn denen, die sich mit besonderem, selbstgefälligen Nachdruck unsere „Schaffenden“ heißen, wenn unseren „Berufskünstlern“ oder Spezialisten in artibus, die so genau den Abstand sehen, der die übrige Welt von ihnen scheidet, die Augen auch über den Abgrund aufgehen wollten, der ihre Fertigkeit von wahrer Schaffenskunst trennt.

Und andererseits und vor allem: wenn die Welt der „Nicht- schaffenden“ sich klar bewußt würde, daß das Geschick sie damit, daß es ihnen verjagt, Bücher zu schreiben, Opern zu komponieren und Bilder herzustellen, noch nicht von dem Glück und der Auf- gabe ausschließt, zu Künstlern ihres eigenen Lebens sich zu ent- wickeln. Das heißt mit anderen Worten: auch die Kunst im engeren und engsten Sinne, sofern sie nur echte Kunst ist, will die Mensch- heit nicht trennen, sondern verbinden als ein besonderer Ausdruck unter vielen für ein Wesen, an dem alle schöpferisch mitarbeiten, die es vermögen, in lauschendem Erfassen der Natur um die Weiterentwicklung ihres Lebens zu ringen.

(Leopold Weber im „Kunstwart“.)

Theater.

Residenz-Theater: „Ganz der Papa“, Schwank in drei Akten von Antony Mars und Maurice Des- ballières. Der neue Pariser Schwank gehört zu den ge- lungenen des Genres, die einem für das Opfer des Intellektes wenigstens in der Hezjagd der Unmöglichkeiten doch durch einige wirklich drollige Kopfsprünge der Verücktheit eine Art Ent- schädigung bieten. Zuerst sah es sogar so aus, als steuerten die Verfasser einem höheren Ziele als dem dem üblichen Separee- Trubel zu, als wollten sie die Eitelkeiten der fossilen Akademie- großen ergötzlich-parodistisch durchheheln. Aber die hübsche Idee wird nur zu einigen Bonmots verwendet, dann geht der alte Herr Baron sofort ins traditionelle Possenfach nächtlich durchbrennender Ehemänner über. Ein Spiel mit abgegriffenen, doch immerhin geschickt gemischten Karren. Zur Abwechslung ist die Gemahlin des Akademikers im Stücke anständiger Natur, so daß statt ihrer diesmal der hoffnungsvolle Sprößling, der des Vaters elegante Höde zur Kostendeckung seiner Liebesabenteuer beim Tröbler um- setzt, dem alten Sünder auf verbotenen Pfaden zu begegnen hat. Alexander in der Rolle des süß-salbungsvollen ertappten Bummelgreises, Herr Dumke in der des jugendlichen Debütanten, der eine mit dem Tugendpreis gekrönte Dame freihält und dabei zittert, daß das Geld vom Tröbler für ihren Appetit nicht lange, endlich Sillars von grenzenlosem Ueberlegenheitsgefühl ge- schwollene Oberkellner-Mimit verhalten diesem zweiten Akt zu einem starken Lacherfolg. Der Schluß zieht seine Komik aus dem amüsanten Einfall, daß der Oberkellner des Nachtrestaurants, von der nichts ahnenden Baronin zum Kammerdiener engagiert, die von ihm als Mitwisser eingeflözte Furcht zur Etablierung einer förmlichen Tyrannis im Hause ausnützt. Die Dame des Tugend- preises fand in Fräulein Vera Witt eine anmutige Vertreterin, dt.

Musik.

Das Berliner Musikleben ist seit den letzten Tagen wieder um solche Erfordernisse reicher, ohne die ein ideales Streben gar nicht beginnen kann. Wir haben einen neuen Konzertsaal und ein neues Orchester. Der Blüthner-Saal (Lübowstraße 76, Ecke Magdeburger Platz) liegt in einem von Kleinbürger- und Arbeiter- wohnungen durchzogenen Teile des Berliner Westens. Am Sonn- abend wurde er vor geladenem Publikum, am Sonntag mit einem allgemein zugänglichen Konzert eröffnet. Die Größe des Saales

hält anscheinend die Mitte zwischen den Weitläufigen und den engeren Sälen. Die längliche Grundform hat mäßiger Ausdehnung ist von vornherein akustisch günstig. Dazu kommt eine zweimäßige kleine Raubung der Wände, so daß der Nachhall in der Hauptsache gebrochen wird. Ein geringes Nachklingen an ein oder der anderen Stelle mag den Wölbungen zugeschrieben werden. Die Verteilung der Sitzplätze ist geräumig und nimmt außer dem Parterre noch einen um den Saal laufenden Balkon in Anspruch. Die Ausstattung hält sich an das, was man modernisiertes Empire nennt; das vorwiegende Weiß wird ergänzt durch Gold, durch Goldgelb und durch zarte Grüntöne. Die Orchesternische schließt nach rückwärts mit einem gewaltigen Orgelprospekt, nach oben mit schlichter Rosette ab.

Das jetzige Mozart-Orchester entstammt dem bisherigen „Mozart-Saal-Orchester“ und hat sich, soweit wir bis jetzt urteilen können, bereits recht gut bewährt. Mit großer Freude hören wir, daß es mehrere Reihen von Konzerten sowohl im Blüthner- wie auch im Mozart-Saale plant, nicht zuletzt „Retrospektive Konzerte“. Dazu sollen noch „Volks-Symphonie-Konzerte“ kommen, die in der Neuen Welt am 11. Oktober und vom 8. November an jeden Freitag stattfinden werden. Als Dirigenten des Orchesters stellen sich August Mondel und Gustav Drechsel vor.

Nach dem Bisherigen zu urteilen, scheint allerdings der landläufige Typus des geschmacklos gemischten Programmes vorzuherrschen. Beispielsweise gab es am Sonntag neben vielerlei anderem gleich drei wirkliche Opernouvertüren. Hier muß doch endlich eine Bestimmung über das Wesen von Konzerten Klarheit schaffen! Noch dazu gibt es eigentliche Konzertouvertüren, die nicht einer dramatischen Aufführung vorhergehen, sondern als selbständige Stimmungsbilder wirken wollen, z. B. die unstreitig bedeutenden von Mendelssohn. Der Hinweis darauf, daß ein solches neues Orchester seine wahrlich nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht gleich anfangs durch ein Schwimmen gegen den Strom vergrößern darf, kann doch höchstens zum Teil eine Rechtfertigung sein.

Hygienisches.

Das Hautkolorit und die Seife. Der Gebrauch der Seife ist, ihrer enttöndenden und hornschichtlösenden Eigenschaft wegen, befallend für die Haut keine gleichgültige Prozedur. Wird zu viel Seife angewendet, so wird die Haut, wenn sie nicht an und für sich sehr fettreich ist, zu stark enttettet, sie wird spröde und rissig. Der Gebrauch der Seife muß sich daher nach der jeweiligen Beschaffenheit der Haut richten; ist die Haut dünn und trocken, dann muß mit der Anwendung der Seife sparsam vorgegangen werden, ist sie dagegen sehr fettig, dann braucht an Seife nicht gespart werden, zumal dabei die Hornschicht gewöhnlich recht derb ist und die Seife hier nicht nur nicht reizt, vielmehr die überschüssige Hornmasse in erwünschter Weise zur Abstoßung bringt. Dr. Fehner in Königsberg weist auf die interessante und wenig beachtete Tatsache hin, daß der brünette, dunkle Teint zugleich sehr fettreich ist und eine dicke Hornschicht besitzt. Brünette Personen bekommen daher leicht einen schlechten Teint, er sondert Fett ab und neigt zur Bildung von Pickeln und Mitessern. Diese Personen sollen daher reichlich von der Seife Gebrauch machen. Anders die Blondinen, welche gewöhnlich eine dünne trockene Hautbedeckung besitzen. Hier ist nur spärliche und vorsichtige Anwendung der Seife am Platze, da oft überhaupt keine Seife, auch nicht die mildeste, getragen wird. Wird die Seife dennoch unvorsichtig angewendet, so kann eine schwere Entzündung der Haut entstehen. Je nach der Beschaffenheit des Teints ist demnach eine genaue Prüfung nötig, ob der Seifengebrauch ein spärlicher oder reichlicher sein soll.

Humoristisches.

— Die alte Schule. „Mei Koprata is scho nach der fünften Maß hoam ganga. I glaab', dös is a Modernist.“

— Aus Rorderney. Jeremias Zipselhuber geht eines Tages angeheitert auf Rorderney spazieren und fällt dabei, wie es das Unglück will, ins Wasser. Wie nun Zipselhuber sich so im Wasser herumarbeitet, kommt er schließlich in arge Gefahr und schreit jämmerlich um Hilfe. Das hören und sehen zwei Polizisten, sie schreien auch mit, aber keiner getraut sich hinein. Da erlahmt Zipselhuber, und schon fängt er an zu sinken, als ihn ein Rettungsgedanke durchzuckt. Mit Auswendung der letzten Kräfte taucht er noch einmal auf und schreit: „Nieder mit Wilow!“ Diesen Schrei hören, mit einem Satz ins Wasser springen, den Zipselhuber beim Schopf packen, herausziehen, ans Land schleppen, arretieren und auf die Polizei führen, war für die Gendarmen eins. — Aber der Zipselhuber war gerettet! („Simplicissimus.“)

— Der Rentier Schnibbchen aus Dresden traf in München eine Bekannte und erzählte ihr von seiner diesmaligen Reise in Italien. „So weit warst ja ganz hiebisch, nur heimwärts, ganz nahe an der Grenze, da hab mich in einem Dorf 'n idaliänischer Volkzige so verächtlich angequadd. Schließlich konnte ich nicht amers und sagde zu ihm: „Hör'n Se, Sie gloob'n wohl gar, ich hab' die Keene Via Roniga im Ruckad'?“

— Die neue Generation. Frau Kommerzienrat Weikentau: Rein, mit den Bloch können wir nicht verkehren. Wir sind schon seit 9 Jahren getauft und die erst seit 5 Jahren. („Jugend.“)

Notizen.

— Die Gedenkfeier für Adolf Schmittkenner, den Heidelberger Erzähler, die die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege veranstaltet, findet Mittwoch, den 9. Oktober, abends 8 Uhr, in der Aula der Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16/19, statt. Der Eintritt ist frei.

— Karl Häußer, der beste Charakterdarsteller des Münchener Hoftheaters, der kürzlich erst seine 40 jährige Mitgliedschaft an dieser Bühne beging, ist 65 Jahre alt, bei München gestorben. Den Charakter einer Rolle — gleichgültig ob im modernen oder klassischen Drama — bis in alle Feinheiten herauszuarbeiten und dabei doch eine kräftige Gesamtwirkung zu erzeugen, darin war er Meister. Er, der von Haus aus Bildhauer war, begann als Schmierenskomödiant, kam aber schon bald an größere Theater. In München werden seine scharfsinnigen Gestalten (Mephisto, Falstaff, Ivo, Kottwitz) noch lange unversehrt bleiben, zumal er schwer zu ersetzen sein wird.

— Eine Heine-Ehrung — im Auslande. Die Mitglieder des Gesangsvereins der Bremer Lehrer, die unter großem Beifall zwei Konzerte in Paris gegeben haben, besuchten korporativ das Grab Heinrich Heines auf dem Montmartrefriedhofe in Paris und legten einen Kranz nieder. Der Obmann des Vereins hielt eine Rede.

Ob die Bremer Lehrer sich dadurch nicht fürs Inland strafbar gemacht haben?

— Gegen die Aufführungssteuer auf Kompositionen richtet sich eine von Leipziger Sängern ausgehende Protestbewegung. Ein „Bund deutscher Sänger“ soll die weitere Verfolgung der Angelegenheit leiten, keiner der angeschlossenen Vereine darf steuerpflichtige Kompositionen ausführen noch der „Genossenschaft deutscher Tonsetzer“ weiter angehören. Auch der Arbeiter-Sängerbund ist dem Bunde beigetreten.

— Eine Ausstellung von Bucheinbänden, die ein umfassendes Bild der kulturgeschichtlichen Entwicklung von der Römerzeit bis heute bildet, wurde in Straßburg eröffnet.

— Robins Ugolino, eine Kolossalgruppe, die Ugolino unter den zersündelten Leichnamen seiner Kinder im Turme darstellt, vom Hunger zersetzelt, soll im Auftrage des französischen Staates in Bronze gegossen werden. Ob der Staat auch eine Höhle dazu bauen läßt, um die von dem diesmal allzu effektstüchtigen Künstler gewünschte volle Wirkung der Ausstellung herauszubringen, ist noch nicht entschieden.

— Das Denkmal auf Reisen. Daß auch Denkmäler umziehen, erlebt man nicht alle Tage. In Leipzig aber hat man das Leibniz-Denkmal gewungen, an dem allgemeinen Oktoberumzug teilzunehmen. Weinahe ein Vierteljahrhundert lang hat das Bronzestandbild des Polyhistor Leibniz, dessen Vaterstadt Leipzig ist, auf dem Thomaskirchhof gestanden, und die mächtige Bodenperiode wie das aufgeschlagene Buch des Philosophen haben Wind und Wetter getrotzt; nun aber ist ein großes Verlöst um und über das Denkmal gebaut worden, schon hat man mit Hilfe einer Winde die gewichtige Figur vom Sockel auf einen Lastwagen gehoben, der Sockel mit den vier Fakultäten darauf wird nachfolgen, und bald wird das ganze Denkmal nach dem Hofe der Universität, dem Paulinerhof, umziehen. Und manch einer wird sich verwundert die Augen reiben, der das ehrwürdige Monument an der Stelle, wo es seit fast 25 Jahren „festgemauert in der Erde“ gestanden hat, plötzlich nicht wiederfinden können. Schön ist dieses Vorgehen gerade nicht, da man das Standbild jetzt an einen recht abgeschlossenen Platz schiebt, und da diese nicht eben pietätvolle Veränderung im Stadtbilde keinen zureichenden Grund hat: das Leibniz-Denkmal muß seinen Platz einem Standbilde Johann Sebastian Bachs räumen. Dieses Bach-Denkmal aber hätte ebenso gut an einer anderen Stelle stehen können.

— Russische Nacktheiten. Aus Petersburg kommt die seltsame Nachricht: Der hiesige Stadthauptmann verbot im Interesse der öffentlichen Moral die Ausstellung von Abbildungen nackter Körper auch für den Fall, daß es sich um Reproduktionen von Kunstwerken handelt.

Die russischen Wegher wollen augenscheinlich durch diese Maßregel beim zivilisierten Europa den Eindruck erwecken, als ob bei ihnen noch Scham zu Hause wäre. Aber dies lächerliche Pseudo-Kulturmanöver wird die widerliche Nacktheit zarischer Barbarei nicht zudecken. Die nackten Leichen der Gemeuchelten, der ohne Richterpruch Geheulenen, der vor Hunger Gestorbenen, die Schamlosigkeit der nackt Ausgepeitschten, die nackten Verbrechen besterter Generale und Gouverneure — die alle stören die Seelenruhe väterlicher Fürsorge nicht. Aber die keusche und gesunde Nacktheit der Kunstwerke.